

(Nachdruck verboten.)

11]

Cressy.

Roman von Bret Harie.

Hätte der kleine Forscher weniger auf den Fremden geachtet, so hätte die Andeutung, daß Onkel Ben eine Grube besaß, welche der Beachtung dieses ausgezeichneten Wesens wert war, ihm zu denken geben müssen; nun wußte er nicht, um was es sich eigentlich handelte. Als die beiden Männer dann wieder aufbrachen, folgte er ihnen bis zu Onkel Bens Hütte.

Es war dies ein roh aus Brettern und Lehm zusammengefügtes Haus, welches zum Teil in einen der größten Wälle eingegraben war, die von den ersten Goldgräbern aus den abfallenden Erdmassen aufgeschüttet worden waren. Ja, man meinte gelegentlich, daß Onkel Ben seine dürftige Ausbeute bei dem wirklichen Graben dadurch vermehre, daß er von Zeit zu Zeit seine Abfälle nochmals durchsiebe — eine anrüchliche Arbeit, welche bis dahin nur von Chinesen betrieben und des kaukasischen Ehrgeizes nicht würdig gehalten wurde. Nach den geltenden Ansichten von Ehre durfte der Gräber sich auch mit geringen Tageserträgen begnügen, so lange er auf einen größeren Fund hoffen konnte, allein wer mit einer bescheidenen Gewißheit zufrieden war, wurde verdammt. Ein Schimmer von diesem Argwohn umgab allerdings die Hütte und trug zu ihrer Einsamkeit bei, die noch begünstigt wurde durch einen langen Abzugsraben, welcher sie von den Nachbarn trennte. Hans blieb natürlich am Rande des Waldes stehen und sah, wie der Gegenstand seiner Bewunderung über die durchjuchte Fläche schritt und gleich andren Sterblichen in Onkel Bens Hütte trat. Er setzte sich auf einen Baumstumpf nieder und harte in der Hoffnung, daß jener allein zurückkehren werde. Nach einer halben Stunde unternahm er eine kleine Exkursion in die Brombeersträucher und kehrte dann wieder zu seinem Beobachterposten zurück. Doch kein Ton ließ sich von der Hütte her vernehmen. Nach zehn weiteren Minuten öffnete sich die Thür und zu Hansens großem Mißvergnügen erschien Onkel Ben allein, der gemächlich dem Walde zuschritt. Voll brennender Neugierde trat Hans ihm in den Weg. Doch nun passierte etwas Sonderbares, das nur Kindern zutröht. Als Onkel Ben seine kleinen Augen halb erstaunt, halb fragend auf ihn richtete, ergriff den Jungen die Lust am Geheimthum; zehn Pferde hätten ihm nicht die Frage zu entreißen vermocht, welche ihm eben noch auf den Lippen geschwebt hatte.

„Geda, Hans! Was thust hier?“ fragte Onkel Ben freundlich.

„Nichts.“ Nach einer Pause, während welcher er die Riesengestalt Onkel Bens umkreist und ihn wie ein Monument angestarrt hatte, fügte er hinzu: „Brombeeren suchen.“

„Warum bist nicht drüben beim Essen?“

„Kupert ist da,“ entgegnete er schnell.

Die Meinung, daß er in der Person seines Bruders dort anwesend sei, schien ihm eine genügende Entschuldigung. Er sprang über den Baumstumpf, auf welchem er eben gesessen hatte, um so die Pause bis zur nächsten Frage auszufüllen. Allein Onkel Ben schien mit Hansens Antwort völlig zufrieden, nickte ihm zu und ging davon.

Als seine Gestalt hinter den Gebüsch verschwinden war, schlich sich Hans vorsichtig nach der Hütte. Ehe er sie erreicht hatte, nahm er einen Stein auf und warf ihn gegen die Thür, worauf er spornstreichs wieder in den Wald zurücklief. Da niemand erschien, wiederholte er das Experiment zwei- bis dreimal mit größeren Steinen und aus geringerer Entfernung. Dann umging er die Hütte und sprang in den Graben an ihrer Seite. Diesem folgte er mehrere hundert Schritte weit bis zu einem aufgegebenen Schacht, der mit alten Planken bedeckt war, damit niemand hineinfalle. Hier überkam unsren Hans eine plötzliche Furcht mid er lief davon. Als er das Hotel erreichte, war der erste, der seinem erstaunten Blick entgegentrat, der „Prinz“, der, anscheinend noch im Vollbesitz aller seiner Vorzüge, mit einem neuen Begleiter in einem Einspänner davonfuhr.

Inzwischen war Herr Ford, so sehr ihn auch die Bedeutung der Feier interessieren mochte, der Einzelheiten müde geworden. Da sein Zimmer im Eureka-Hotel von den

Tönen der Musik brauste, dem Knallen der Böller und Champagnerflaschen widerhallte und die Ergüsse der Redner unten die Störung noch erhöhten, entschloß er sich, das Schulhaus aufzusuchen und in der friedlichen Stille des Waldes ein paar Briefe zu schreiben.

Köstliche Ruhe umpfing ihn, nur selten trug der Wind matte Töne aus dem fröhlichen Treiben des Ortes herüber. Der Duft der Fichten erfüllte den einsamen Raum und ließ das festliche Treiben in der Ferne wie einen Traum erscheinen.

Er zog ein paar Briefe aus der Tasche, von denen einer von vielfachem Lesen zerklüftet war. Halb mechanisch, halb bewußt las er ihn nochmals, als harre er einer Enthüllung, die nicht kommen wollte. Zu andren Zeiten hatte er seinen jugendlichen Enthusiasmus wachgerufen, und seinem ernst, nachdenklichen Gesicht einen andern Ausdruck verliehen. Heute verfehlte er diese Wirkung. Mit einem leichten Seufzer, welcher in dem stillen Raume so sonderbar klang, daß er sich eines verlegenen Lächelns nicht enthalten konnte, legte er den Brief fort. Doch im nächsten Augenblick machte er sich mit Ernst an die Erledigung seiner Korrespondenz.

Nun hielt er inne; ein paarmal kam ein unerklärliches Gefühl des Vergnügens über ihn, das ihn träumerisch die Feder absetzen ließ. Es war ein Gefühl, welches zu dem Gegenstande seiner Arbeit keinerlei Beziehung hatte, noch auch zu seinen Gedanken von vorhin — es war zum Teil physisch und doch in gewissem Sinne anregend. Es mußte die be- rauschende Wirkung der Waldluft sein. Er glaubte es sogar vorhin empfunden zu haben, als die Sonne unterging und die frischen Dünste des Waldes emporstiegen. Sicherlich war es ein Duft. Er erhob den Blick. Da lag die Ursache auf dem Bulte vor ihm: ein kleines Sträußchen der wilden kalifornischen Myrte mit einer Rosenknospe in der Mitte, das er bisher nicht bemerkt hatte. Darin lag nichts Ungewöhnliches. Die Kinder waren gewöhnt, ihre kleinen Gaben ohne besonderen Anlaß darzubringen, und er mochte es in der Schulstunde übersehen haben. Er empfand Mitleid mit der vergessenen Spende, die in der Einsamkeit schon weß zu werden begann. Wohl entsann er sich, daß nach dem Volksglauben, der wohl in der traditionellen Beziehung der Myrte zur Göttin Venus seinen Ursprung haben mochte, diese für das Sinnbild der Liebe galt. Auch erinnerte er sich, daß er ihnen von diesem Ursprung jenes Glaubens erzählt hatte. Er hielt den Strauß noch in der Hand, als er ein magnetisches Zucken durch seine Finger gehen fühlte. Wie er genauer hinsah, bemerkte er, daß die Zweige nicht mit Fäden oder Band, sondern mit weichen braunen Haaren dicht umwickelt waren. Er löste ein einzelnes Haar und hielt es gegen das Licht. Länge, Farbe und Form, mehr noch aber ein gewisser unerklärlicher Instinkt sagten ihm, daß es Cressy gehöre. Schnell legte er es nieder, als hätte er dabei ihre Person vertraulich berührt.

Er beendete seinen Brief, doch bald blickte er wieder gedankenvoll auf die Myrte. Der Platz, auf dem er sie gefunden, ließ ihn deutlich erkennen, daß sie für ihn bestimmt gewesen; daß sie den Strauß mit Haaren umwunden hatte, war gleichfalls absichtlich geschehen und nicht etwa aus Verlegenheit, da er wohl wußte, daß seine Schülerinnen jederzeit mit Fäden und Bändern hinreichend versehen waren. Wäre es eine neue kindische Laune von ihr gewesen, so hätte er schon früher etwas davon merken müssen. Denn sie pflegte mit dergleichen gern hervorzutreten. Er entsann sich ihres Haares, das fraglos sehr schön war, ungeachtet der extrabaganten Coiffuren, in denen sie sich gefiel. Eines Nachmittags war ihr das Haar beim Ringen mit Octavia herabgefallen, und es hatte ein prächtiges Bild abgegeben, wie Cressy in der Vorhalle stand, um es wieder aufzubinden: die runden Arme emporgehoben, die hübschen Schultern, der volle Hals, das glühende Gesicht zurückgebogen und eine Flechte des Haares zwischen den weißen Zähnen! Er begann einen neuen Brief.

Als er diesen beendigt hatte, war der Schatten des Baumes vor dem Fenster, welchen die schon fast am Horizont stehende Sonne auf sein Papier warf, langsam bis zur gegenüberstehenden Wand gelangt. Er legte die Arbeit beiseite, betrachtete unchlüssig die Myrtenzweige und verschloß sie dann in sein Bult mit dem seltsamen Gefühl, daß er damit

auf Cressys künftige Thorheiten einen gewissen Einfluß gewonnen habe. Dann fiel ihm bei, daß Onkel Ben, welchen er im Dorfe gesehen hatte, wahrscheinlich mit den andren feiern würde, und so entschloß er sich, nicht länger zu warten, und wanderte nach dem Hotel zurück.

Als er sein Zimmer im Hotel betrat, fand er Rupert stöhnend mürrisch am Fenster stehen, während Hans vor Müdigkeit und Ueberfättigung in dem einzigen Lehnstuhl schlief. Ihre Anwesenheit war nichts Ungewöhnliches, da Herr Ford, voll Mitleid mit der Verlassenheit der mütterlosen Knaben, sie verschiedentlich eingeladen hatte, auf sein Zimmer zu kommen und sich seine Bücher und illustrierten Journale anzusehen.

„Nun?“ fragte er gut gelaunt.

Rupert rührte sich nicht und gab auch keine Antwort. Ford sah genauer hin und gewahrte finstern Jörn in seinen schönen Augen, die von einer Thräne feucht waren. Zudem er die Hand Rupert auf die Schulter legte, fragte er freundlich:

„Was ist los, Rupert?“

„Nischt,“ entgegnete der Junge verdrießlich und starrte die Fensterscheibe an.

„Ist — Frau Tripp (die schöne Besitzerin) unfreundlich gewesen?“ forschte er weiter.

Keine Antwort.

„Du weißt, Rup,“ fuhr Herr Ford ernst fort, „sie muß sich vorsehen vor den Leuten — wie heute. Sonst gäbe es allerlei Aergernis.“

Rupert beobachtete hartnäckiges Schweigen. Doch das Grübeln (das er als etwas Weibisches verachtete) auf der Wange zunächst dem Lehrer schien sich zu glätten. Indes nur für einen Augenblick; die dunklen Augen wurden wieder trübe.

„Ich möcht' am liebsten tot sein, Herr Ford.“

„Na, na!“

„Oder — was thun.“

„Das ist schon besser. Was möchtest Du denn thun?“

„Arbeiten — mir was verdienen. Von hier fort: nicht mehr kochen und Bett machen wie 'n gelber Chinese, und nicht mehr Kinder warten und aus- und anziehen wie 'n Frauenzimmer. Sehen Sie den,“ damit wies er auf den süß schlummernden Hans, „sehen Sie den an. Wissen Sie, was das heißt? Das heißt, daß ich ihn, wie er da ist, durchs ganze Dorf nach Haus tragen muß und Feuer anmachen und ihm 's Essen kochen, waschen und ins Bett bringen, nachher kann ich schlafen gehen, und indes treibt sich Vater mit den andern im Dorfe herum und redet von „Fortschritt“ und „Zukunft von Indianerbrunn“. Hat sich 'was mit Zukunft für unser Haus und uns, Herr Ford!“

Dem Lehrer, dem solche gelegentliche Jornesaussprüche Ruperts nichts Neues waren, lächelte, wenn auch mit ernstern Augen, die seine Lippen Lügen strasteten, und tröstete den Knaben, wie er es schon oft gethan. Aber er war begierig, die Ursache dieser neuen Gemütsbewegung und ihre etwaige Beziehung zu der reizenden Frau Tripp kennen zu lernen.

„Ich denke, darüber haben wir bereits früher gesprochen. Kup. In ein paar Monaten bist Du mit der Schule fertig und ich werde Deinem Vater raten, daß er Dich irgendwo unterbringt, wo Du vorwärts kommen kannst. Nur Geduld, alter Junge, es wird sich schon machen. Und dann — vergiß nicht Deinen Schüler, Onkel Ben.“

„O ja, das ist auch so 'n großes Kind, das ich in der Schule warten muß, wenn ich zu Hause nichts zu scharwerken habe.“

„Aber ich sehe wirklich nicht, was Du sonst in Indianerbrunn thun könntest,“ fuhr der Lehrer fort.

„Ich auch nicht,“ versetzte Rupert traurig, „aber ich könnte nach Sacramento gehen. Yuba Bill sagt, sie nehmen da Jungens, nicht größer wie ich, beim Telegraphenamnt und der Dank — und in ein paar Jahren, sind sie dicke durch und kriegen gut bezahlt. Da war eben einer hier, nicht älter wie Sie, Herr Ford, und nicht halb so klug, und mit Juwelen behängt, und alle Krützen und machten 'nen Kraxfuß vor ihm. Es war zum Totärgern.“

Herr Ford hob die Augenbrauen. „Ach, Du meinst den jungen Mann von Benham und Compagnie, der mit Frau Tripp sprach?“ fragte er.

Jornescröte stieg in Ruperts Antlitz auf. „Kann sein; er ist ja überall.“

„Und ihm möchtest Du also gleich sein?“ meinte Herr Ford.

„Sie wissen, was ich meine, Herr Ford. Nicht ihm gleich. Sie sind allemal so gut wie er,“ fuhr er mit rückhaltloser Naivetät fort, „aber wenn so 'ne Elster zu 'was kommt, warum nicht ich?“

Selbstverständlich machte der Lehrer Rupert auf den Mangel an Logik und die Wohlthat von Geduld und Arbeit aufmerksam, wie sich das bei ihrem Verhältnis als Lehrer und Schüler ziemte, aber er ließ dabei eine gewisse Sympathie merken und erzählte einige amüsante Erlebnisse aus seinen Knabenjahren, welche Ruperts Grübeln wieder hervortreten ließen. Nach Verlauf einer halben Stunde war der Junge wieder besserer Laune, und indem er sich zum Heimweg fertig machte, näherte er sich mit einer gewissen Resignation seinem schlafenden Bruder. Hans war durch den Schlaf in eine schwerfällige Masse verwandelt worden, bei der es der vereinten Bemühungen des Lehrers und Ruperts bedurfte, um ihn dem letzteren in die Arme zu legen, wo er, einen Arm um seinen Hals gelegt, ungestört weiter schlummerte. Der Lehrer wünschte Rupert „Gute Nacht“ und kehrte in sein Zimmer zurück, während jener mit seiner Last die Treppe hinabstieg.

Doch hier schien die Vorsehung, welche gelegentlich alle menschliche Moral mißachtet, Rupert nach seinen thörichten Wünschen belohnen zu wollen. Frau Tripp stand am Fuß der Treppe, als Rupert langsam herabkam. Er sah sie und schämte sich; sie sah ihn und seine Würde und war tief gerührt. Ob sie Ruperts Verehrung für sie kannte und dafür nicht unempfindlich war, bleibe dahingestellt. In einem Tone, der ihn beben machte, sagte sie:

„Was, Rupert, Du gehst schon?“

„Ja, Ma'am — wegen Hans.“

„Aber gib ihm mir doch — er kann ja heute nacht hier bleiben.“

Das war eine schwere Versuchung, doch Rupert war stark genug, ihr zu widerstehen, freilich mit niedergeschlagenen Augen und den Hut tief auf der Stirn.

„Armer Junge, wie müde er aussieht.“

Sie näherte ihr immer noch frisches und hübsches Gesicht Rupert und drückte ihre Lippen auf Hansens Wange. Dann erhob sie ihre munteren Augen zu seinem Bruder, schob ihm den abgetragenen Basthut von den Locken und küßte ihn mitten auf die Stirn!

„Gute Nacht, lieber Junge.“

Der Knabe taumelte zurück und schwankte dann blind in die Dunkelheit hinaus. Doch mit dem Partgefühl des Mannes bog er sofort in eine Seitenstraße, als wolle er die ihm gewordene Weihe den Augen der Menge entziehen. Der Weg, welchen er gewählt hatte, war uneben und rauh, die Nacht finster und Hans abscheulich schwer, allein er hielt tapfer stand, der Kuß der Frau erschien dem thörichten Knaben wie ein heller leuchtender Stern an seiner Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Typhusepidemien.

Nach jahrzehntelanger Pause ist in den letzten Wochen wieder der Unterleibs-typhus in beträchtlicher Ausbreitung in Deutschland aufgetreten; aus China sind einzelne Truppentörper durchzogen von der Krankheit zurückgekehrt und mußten sich zunächst einer strengen Absperrung und Ueberwachung unterziehen, ehe sie in ihre Heimat entlassen werden konnten, und in dem westfälischen Städtchen Gelsenkirchen ist vor kurzem eine gewaltige Epidemie ausgebrochen, die zahlreiche Opfer gefordert und deren Krankheitsziffer die Zahl 1000 bereits überschritten hat. Ein Zusammenhang dieser Epidemie mit aus China eingeführten Krankheitskeimen dürfte wohl kaum anzunehmen sein, und bei der Wachsamkeit der Gesundheitsbehörden und unserer heutigen genauen Kenntniss der Verbreitungswege ist eine weitere Ausdehnung auch kaum zu fürchten; immerhin lehrt das Gelsenkirchener Beispiel, wie selbst unter unsren heutigen Einrichtungen, in der Zeit der Schwemmlanavigation und der centralisirten Wasserwerke auf einem kleinen Räumle noch umfangreiche Seuchen zur Entstehung und Ausbreitung kommen können. Eine kurze Betrachtung der Entstehung und Verbreitungsweise des Typhus dürfte darum gerade unter den gegenwärtigen Umständen nicht ohne Interesse sein.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man die Mehrzahl der feuchtenartigen Krankheiten auf sogenannte Miasmen zurückführte, auf überreichende Gase, die, durch Zersetzung organischer Materie entstanden, in die Atmosphäre dringen und zur Einatmung gelangen sollten. Die Anhäufung menschlicher und tierischer Abfallstoffe in der Nähe der Wohnungen galt darum als eine der wesentlichsten Ursachen für die Verbreitung der Seuchen. Auf diese

Anschauungen gründen sich die wichtigsten der modernen Maßregeln zur Hebung des allgemeinen Gesundheitsstandes, zur Assanierung der Städte. Aller häusliche Schmutz, alle Abfälle des menschlichen und tierischen Stoffwechsels, des Haushalts, der Technik usw. werden in umfangreichem Kanalsystem möglichst weit von bewohnten Städten sofort den Flußläufen zugeführt oder sonst in geeigneter Weise unschädlich gemacht bzw. noch für Technik und Landwirtschaft verwertet; um weiterhin die Bevölkerung auf eine möglichst hohe Stufe der Keimlosigkeit zu heben und ihr dazu gleichzeitig ein vollkommen einwandfreies Material zur Verfügung zu stellen, sind mit bedeutendem Kostenaufwand selbst in mittleren und kleineren Städten zentrale Wasserwerke errichtet worden. Der Nutzen dieser Einrichtungen ist längst unüberleglich nachgewiesen, überall konnte seitdem die Statistik eine Abnahme der allgemeinen Sterblichkeit und insbesondere eine Verminderung der übertragbaren Krankheiten feststellen; die Erfahrung hat also bewiesen, daß sich die praktische Hygiene auf dem rechten Wege befindet, wenn auch mittlerweile die wissenschaftliche Forschung jene früheren Anschauungen längst als unrichtig erkannt hat. Heute wissen wir bestimmt, daß die Miasmen trotz ihrer unbefreibaren Schädlichkeit doch an den feuchtenartigen Krankheiten unschuldig sind, daß letztere vielmehr durch eigenartige niedere Organismen, durch Bakterien, hervorgerufen werden. Das gilt auch vom Typhus, dessen Erreger schon vor Jahren vom Prof. Gaffky in den Entleerungen, im Blut und den Organen Typhuskranker nachgewiesen und dessen Bedeutung auch durch erfolgreiche Tierexperimente bestätigt worden ist.

Der Typhusbacillus ist ein kleines, an den Enden leicht abgerundetes Stäbchen, das sich auch außerhalb des menschlichen Körpers, am Boden, auf Nahrungsmitteln usw. längere Zeit lebensfähig erhält und sehr zum Unterschied von dem weniger widerstandsfähigen Cholera-Erreger auch bei Gegenwart faulender Substanzen, also in menschlichen Entleerungen, sowie in völlig ausgetrocknetem Zustand seine Lebensfähigkeit erhält. Wir erkennen daraus die größere Gefährlichkeit des Typhuserregers und verstehen, warum diese Krankheit, wo sie einmal auftritt, so gewaltige Ausdehnung gewinnen kann.

Die Verbreitungswege des Typhus sind nun recht verschiedenartige; der Kranke selbst und dessen Entleerungen sind die wichtigste Ansteckungsquelle, und so kann sehr leicht schon im Krankenzimmer durch unvorsichtige Verührungen und dergleichen der Krankheitskeim übertragen werden. Darum ist es auch entschieden verwerflich, in den Krankenzimmern die Maßregeln einzunehmen. Besonders gefährdet sind diejenigen Personen, die die Wäsche der Kranken zu reinigen haben; beim Säeuern, Bürsten usw. können sehr leicht Krankheitsprodukte in die Luft gelangen, ja bei der Widerstandsfähigkeit der Bacillen gegen die Austrocknung können auch bei durchaus reinlichem und vorsichtigem Verhalten beim Aufenthalt in der Nähe des Kranken lebensfähige Bacillen eingeatmet werden. Doch ist diese Verbreitungsweise nicht häufig, zumeist bilden die Verdauungsorgane die erste Eingangspforte für das Krankheitsgift. Da kann es nun leicht vorkommen, daß von den Pflegern der Kranken mit Nahrungsmitteln unvorsichtig umgegangen wird, und es erklärt sich in dieser Weise manche kleine Epidemie, die von einer Milchhandlung oder einem kleinen Gemüßstam ihren Ausgang genommen hat. Heute sind derartige Vorkommnisse allerdings seltener, immerhin kann es auch bei richtigem Verhalten der Pfleger vorkommen, daß durch Insekten, besonders durch Fliegen, der Krankheitserreger auf Nahrungsmittel übertragen wird. Aus den bisherigen Betrachtungen erklären sich die kleineren Epidemien, die man auch heute noch öfters erlebt; es gelingt dann häufig der Nachweis, wie von einem verfeuchteten Hause aus durch den Verkehr, durch Nahrungsmittel usw. die Krankheit sich langsam und allmählich immer weiter ausgebreitet hat. In solchen Fällen lassen sich immer gewisse mittelbare oder unmittelbare Beziehungen zwischen den Ersterkrankten und den nachträglich von der Seuche befallenen Personen feststellen.

Ganz anders und viel bedenklicher liegen die Verhältnisse, wenn mit jähher Schnelligkeit, einer Explosion vergleichbar, zu gleicher Zeit eine größere Zahl von Personen erkrankt, wenn die Krankheit als echte Seuche mit Blitzesschnelle um sich greift und Personen aus den verschiedensten Berufen, die jeglicher Verührungen und gegenseitiger Beziehungen ermangeln, befällt. Es liegt nahe genug, anzunehmen, daß in solchen Fällen eine allgemein verbreitete Ursache maßgebend sei; so ist es zum Beispiel möglich, daß zahlreiche ohne nähere Beziehung zu einander stehende Bewohner einer Stadt ihre Milch aus einem Dorfe beziehen, in dem mehrere Typhusfälle vorgekommen sind, oder daß die Gemüse einem Ort entstammen, in dem die Acker mit bacillenhaltigen Entleerungen gedüngt wurden und dergleichen mehr. Weit häufiger ebnet das Trink- und Brauchwasser der Seuche den Weg; es steht ja fest, daß Typhusbacillen im Wasser lebensfähig bleiben, ja sogar sich vermehren können. Bei mangelhafter Wasserversorgung, namentlich auf dem Lande, kann es leicht vorkommen, daß ein oder der andere Brunnen verseucht wird; das kommt besonders häufig vor bei Schachtbrunnen älterer Konstruktion, wenn sie schlecht gedeckt oder in der Nähe von undichten Abortgruben angebracht sind. Beim Reinigen der Wäsche fließt dann oft genug das bacillenhaltige Wasser direkt in den Brunnen, oder es bilden sich von der Abortgrube aus Spalten, Risse oder sonstige gröbere Verbindungswege zu dem Brunnen. Besonders gefährlich in dieser Beziehung ist aufgeschüttetes Terrain, während ein natürlich gewachsener Boden ein

vortreffliches Filter darstellt, das alle Unreinlichkeiten zurückhält. Solche Verhältnisse sind auf dem Lande und in kleineren Städten nichts Seltenes und lassen es uns verständlich erscheinen, wenn sich die Epidemie oft auf einzelne Straßenzüge oder auf die Benutzer eines und desselben Brunnens beschränkt. Man sollte wohl annehmen, daß überall dort, wo aus öffentlichen Mitteln eine zentrale Wasserversorgung eingerichtet ist, der sicherste Schutz gegen die Verbreitung von Seuchen besteht, man sollte glauben, daß unter solchen Verhältnissen ausgebreitete Typhusepidemien nahezu unmöglich seien. Das ist auch der Fall, aber nur dann, wenn das Wasser der Leitung aus einer völlig unverdächtigem Quelle stammt. Daß die Fassung der Quelle und die Anlage der Leitungsröhren nachträgliche Verunreinigungen ausschließen, ist eine Aufgabe, die die Technik längst in befriedigender Weise gelöst hat. Höchstens wäre es denkbar, daß in eine geborstene Leitungsröhre Typhuskeime aus der Umgebung eines verfeuchteten Hauses eindringen, doch ist ein solches Vorkommnis bei dem hohen Druck, der gewöhnlich in den Wasserleitungen herrscht, wenig wahrscheinlich, man hat darum auch den Veruch, die Selsentircherer Epidemie in dieser Weise zu erklären, bald wieder aufgeben müssen. Ganz anders, wenn die Quelle, der das Wasser entstammt, nicht unverdächtig erscheint, und das ist immer dann der Fall, wenn das Wasser nicht der Tiefe des Erdreichs entströmt, sondern an die Oberfläche tritt, ohne daß die natürliche Filtration durch den Boden stattgehabt hätte. Mit der Verwendung von Oberflächenwasser zu Trink- und Brauchzwecken ist immer eine gewisse Gefahr verknüpft; die Hamburger Cholera-Epidemie, die noch in aller Erinnerung steht, ist dafür ein sprechendes Beispiel. Das Wasser in den Flußläufen wird nicht allein durch die Abgänge aus den Haushalten und Fabriken verunreinigt, besonders bedenklich ist es, daß die Schiffer ihre Entleerungen direkt in die Flüsse befördern und andererseits auch wieder das Flußwasser ohne alle Vorsichtsmaßregeln genießen, so daß sie sehr häufig an den betreffenden Krankheiten leiden. Allerdings ist die Gefahr in größeren Flüssen mit starker Strömung nicht so groß, wie es scheinen möchte, es tritt sehr bald ein starke Verdünnung ein, auch sterben die Krankheitserreger gewöhnlich ziemlich schnell ab, doch können unter gewissen Verhältnissen auch sehr bedeutende Mengen krankheitsregender Bakterien im Flußwasser enthalten sein. Es ist darum unbedingt notwendig dieses Wasser vor dem Gebrauch in besonderen Filterwerken auf sorgfältigste zu reinigen, und wenn es auf diese Weise auch nicht gelingt, das Wasser vollständig keimfrei zu machen, so ist es doch möglich, die Zahl der Keime derart zu verringern, daß die an sich in der Minderzahl befindlichen Krankheitserreger kaum mehr von Bedeutung sind. Bedingung ist natürlich die sorgfältigste Beachsichtigung und genaueste bakteriologische Kontrolle des Filterwerkes.

Aus unsern Betrachtungen geht wohl schon hervor, daß der sicherste Schutz gegen den Typhus von seiten der Behörden geübt werden muß; zweckmäßige Behandlung und Beseitigung der Abfallstoffe und centralisierte Wasserversorgung sind die ersten Erfordernisse. Jede Erkrankung an Typhus muß heute den Gesundheitsbehörden angezeigt werden, die für Isolierung der Kranken, für Desinfektion und Verhütung der Weiterverbreitung zu sorgen haben. Aber auch dort, wo durch ungünstige äußere Verhältnisse eine Epidemie zum Ausbruch gekommen ist, kann sich immer noch der Einzelne schützen. Zwar ist die Empfänglichkeit für Typhus eine große und ziemlich verbreitete, und gerade jugendliche und kräftige Personen scheinen mit Vorliebe von der Krankheit befallen zu werden. Unter diesen Umständen ist es wichtig, sich zu erinnern, daß die Ansteckung in der Regel von den Verdauungsorganen ausgeht, und man darum in Epidemiezeiten keinerlei ungekochte Nahrungsmittel und namentlich das Wasser nur in abgekochtem Zustand, das Gemüse sorgfältig gereinigt, Früchte und dergleichen geschält zu sich nehmen soll. Daß jeder, den nicht Beruf oder Familienpflichten dazu zwingen, Typhuskranken fern bleiben soll, versteht sich von selber. Ebenso notwendig ist es, einer Reizung zur Erkrankung vorzubeugen dadurch, daß man in Epidemiezeiten alle Erzeße, die Verdauungsstörungen hervorrufen können, sorgfältig meidet und eine ruhige, gleichmäßige Lebensweise einhält. Auf diese Weise wird man sich auch dort, wo unter der Wirkung ungünstiger äußerer Verhältnisse die Seuche weitere Ausdehnung zu gewinnen droht, vor der Krankheit bewahren können.

Dr. med. F. Verharrt.

Kleines Feuilleton.

Peter Rosegger hatte es vor Jahren mit einem Teil der Berliner Presse arg verchüttet. Er hatte Heine nicht gerade gelästert, aber doch erklärt, ihn nicht zu lieben. Damals hätte Herr den „Börser-Courier“ hören sollen! Da war das liebe Peterl auf einmal wieder ein dummer Schneider. Seit der Zeit ist viel vergessen worden. Rosegger hilft jetzt fleißig protestantische Kirchen und Schulhäuser bauen, ist bei der „Polja“ Hahn in Korbe und schon zum zweitenmal mit einem Roman in die „Woche“ gekommen. Und gerade dieser zweite Roman — „Weltgeist“ ist er betitelt — zeigt so recht, wie hoch man heute den Schriftsteller Rosegger in Berlin schätzt. Weder Verlag noch Redaktion hat sich getraut, an Stellen, wie den folgenden, etwas zu ändern:

„Sobald hatte die Wiedergeburt mit Sekt gefeiert. Ganz allein unter den roten Sammetmöbeln des Hotelzimmers.

Am nächsten Morgen ekelte ihn, that ihm der Kopf weh, im Hinterteil, wo das Gehirn ist."

Die Pferde sind gefattet.
Zwei braune Maggaren, stolz die Köpfe haltend, übermütig mit den Vorderfüßen stampfend, wenn sie drei Minuten auf dem Hofpflaster stehen sollen. Diesen lebhaftigen Hengsten wurde ein neuer Landauer angespannt, mit dem schweren Lederkoffer hinten — dem Felleisen eines armen reisenden Millionärs."

Er war das Ziehkind einer alten Höherin und hätte sich in der Fabrik als Kohlenträger und Aschenausführer fortbringen sollen. Dagegen penbelte er aber seine Loden! Kohlen und Asche — da waren ihm lebendige Sachen lieber. Zum Beispiel Pferde, bei denen er sein Nachtlager hatte. Zu diesen schätzte er sich besser, als zu Asche und zu Leuten. Und wenn manchmal wilde Tiere im Stall standen, mit denen keiner was anzufangen wußte, so kam just einmal der kleine Sabelherbei und beschwichtigte sofort. Mit der Mähne hätten sie den Jungen an die Wand schlagen können, und doch ließen sie sich alles von ihm gefallen."

Das Prachtstück zum Schluß. „Durch die Straßen rebollierende“ Arbeiter sind mit brennenden Fadeln in das Haus eines Schusters gedrungen, um einen Fabrikanten herauszuholen. Da geschah folgendes:

„Die Treppe herauf kam ein Gendarm: „Meine Herren! In Privathäuser eindringen, das geht nicht!“ —

— **Tabelle für Liebeslust und Leid.** Ein moderner „Statistiker“, dem sein trockener Beruf wert und bedürftig schien, auch mal ein wenig verführt zu werden, hat in seinen knapp bemessenen Ruhestunden eine kleine Aufstellung darüber gemacht, auf welche Weise in den Romanen und Novellen einiger bekannten Autoren die Liebe erklärt, gebrochen, angenommen und abgelehnt wird. In hundert Fällen von erhörten Liebesgeschwüren fand, nach der „Vossischen Zeitung“, der Statistiker, daß 81 Männer behaupten, ohne sie nicht mehr leben zu können; 72 halten die Hand der Herzensdame fest, 60 lassen sie auf die Lippen, 10 lassen die rechte Hand, einer läßt auf den Scheitel, und zwei küßten ihre Auserwählte in ihrem Liebesfeuer sogar auf die Nasenspitze. 18 können vor Nahrung kaum sprechen, und 26 haben nachträglich Bewußtseinsbisse, 12 sagen im Drußton der Heberzeugung: „Gott sei Dank“, und 8 sind nach ihrem eignen Geständnis „unausprechlich glücklich“. In nicht erhörten Liebeserklärungen laufen 40 Männer wie beissen aus dem Zimmer oder fort, 21 behaupten, daß nur das Leben für sie keinen Wert mehr habe und daß sie sich daselbe nehmen müßten, 14 sind völlig sprachlos und geistesabwendend, 6 sind resigniert und fügen sich vernünftig in das Unabänderliche, 5 wollen nach Amerika auswandern, 8 raufen sich wie unsinnig die Haare, 2 beißen sich die Lippen blutig, einer steckt die Hände in die Hosentaschen und pfeift: „Du ahnst es nicht“, ein anderer stäubt beschämung seine Hoden ab, und wiederum ein anderer blüht gen Himmel und fängt an, das Vaterunser zu beten. Von den Damen wissen bereits 87 im voraus, daß der Betreffende ihnen seine Liebe erklären wird. 70 sinken vometrunk in die Arme des Geliebten und 4 gerührt in einen Stuhl oder Sessel, 14 bergen errötend ihr Antlitz in den Händen und 8 schlingen die Arme heftig um den Hals des Mannes, 2 sagen: „Bitte, sprechen sie mit Mama“, und eine niest. Eine 48jährige Dame sträubt sich gegen den Verlobungs-lust, eine ebenso alte Dame sagt: „Gewiß, gern, aber Du mußt Dich anständig benehmen“, und eine dritte ruft lachend aus: „Sie sind ein Affe!“ —

Aus dem Tierleben.

— Durch den Schiffsverkehr in Hamburg eingeschleppte Tiere. Ueber den Umfang, in dem der Seehandel Tiere verschleppt, giebt eine interessante Arbeit von A. Kräpelin Auskunft. Danach wurden in etwa 8 Jahren in Hamburg ca. 500 eingeschleppte Tierarten gesammelt. Von diesen sind 4 Eidechsen, 7 Schlangen, 2 Amphibien, 22 Säugetiere, 294 Insekten, 28 Tausendfüßer, 95 Spinnen und Milben, 13 Affeln, 22 Ringel- und 3 Plattwürmer. Weitans die meisten Arten stammen aus Amerika, was seine Gründe darin hat, daß einmal unser Verkehr mit diesem Kontinent besonders lebhaft ist, und daß zweitens vorwiegend amerikanische Waren unterfucht wurden. Etwa 50 Arten sind kosmopolitisch, d. h. schon durch den Handel über den größten Teil der Erde verschleppt. Während in unsren Freiland-Kulturen nur wenige der angeführten fremden Tiere, nur 1-2 Arten eingebürgert sind, finden sich dagegen recht viele von ihnen bei uns in geschlossnen Räumen, in Häusern (Schaben etc.), in Mehl- und Getreidevorräten (Mehlkäfer und Motten etc.) in Gewächshäusern und an Zimmerpflanzen (Schildläuse etc.), an Fellen, Tierhäuten und Fleischwaren (Speckfläse etc.) und andre Arten. Auch einige verächtliche fremdländische Schädlinge sind in der Liste enthalten, wie außer der San-José-Schildlaus noch der Chinabug (Blissus leucoporus) der Amerikaner, die Apfelsfliege ebendaher, die ägyptische Wanderheuschrecke etc. Während also einerseits diese Liste zeigt, daß die Verschleppung von Tieren für uns ökonomisch nicht so ganz unwichtig ist, enthält sie andererseits besonders wertvolles Material natürlich für den Tiergeographen. —

(„Umschau“)

Aus dem Pflanzenleben.

— Das Ueberwintern der Knollen- und Staudengewächse. Obergärtner A. Eliwa schreibt in der Wochenchrift „Kertus“ (Altona-Ottensen, Chr. Adolff): Die Erfahrungen über das Ueberwintern der verschiedenen Stauden- und Knollengewächse, d. h. solcher, deren oberirdische Teile im Herbst absterben, sind den Umständen nach sehr verschieden, es können dabei die Ueberwinterungsräume, der Zustand und die besondere Eigenschaft der Pflanze selbst, wie auch die Zeit des Einbringens in das Winterquartier eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Was nun das Ueberwintern der verschiedensten Stauden- und Knollengewächse, die der Blumenfreude während des Sommers zur Ausschmückung des Gartens so vorteilhaft verwendet, anbelangt, gehen meine Erfahrungen dahin, die Pflanzen vor allen Dingen so lange, als es die Witterung erlaubt, im Freien zu belassen und die oberirdischen Teile, welche nach dem ersten Frost in der Regel erfroren sind, handhoch über dem Wurzelstock abzuschneiden. Oft bekommen wir im Herbst nach dem ersten Frost noch ungewöhnlich schöne warme Tage und diese Periode ist hauptsächlich für die Stauden- und Knollengewächse in Bezug auf die völlige Ausreife der Knollen und Wurzelstöcke von großem Werte. Die völlige Reife erhalten aber die Knollen und Wurzelkronen durch langes Ungeföhrsein des Wurzelballens im Freien. Kommt die Zeit des Einwinterns heran, so werden die Wurzelballen mit möglichst viel Erde vorsichtig aufgehoben und ins Winterquartier gebracht, wo Ballen an Ballen dicht nebeneinander auf die Erde oder Stellagen gesetzt werden. Auf diese Weise bleibt ein großer Teil der Saugwurzeln bis zum Frühjahr erhalten, wenn auch die unschließende Erde nach und nach trocken wird. Solch überwinterte Knollen n.w. haben fast gar nicht von Fäulnis noch von Trockenheit zu leiden. Kommt das Frühjahr, so werden die Knollen mit der noch daran haftenden Erde wieder angetrieben, nur die Ballen an den Knollenbegonien werden etwas verringert. Bei solcher Behandlung lassen sich in jedem nicht zu kalten Keller mit guter Lüftung große Massen derartiger Pflanzen gut durchwintern. —

Notizen.

k. Eine vollständige und authentische Ausgabe der Werke Leo Tolstoj's in französischer Sprache wird im nächsten Jahre bei P. B. Stod in Paris zu erscheinen beginnen. Die neue Ausgabe, die von Tolstoj selbst revidiert wird, soll 40 Bände umfassen. —

c. Ein Drama von Kipling. Rudyard Kipling bereitet zusammen mit Cosmo Hamilton eine Dramatisierung von „The Story of Oadshys“ vor. Es ist das eines der früheren Werke Kipling's, das ganz in Dialogform geschrieben ist. —

— Dr. Ludwig Thoma ist als Dramaturg für Wolzogens „Buntes Theater“ verpflichtet worden. —

— Felix Philippis neues Schauspiel „Das große Licht“ geht am 29. November im Schauspielhaus in Scene. — „Richard III.“ gelangt am 19. November an derselben Bühne zur Aufführung. —

— Das Trianon-Theater (Leiter: O. J. Bierbaum) wird am Eröffnungsabend eine Scene in Versen „Was die Braut geträumt hat“ von Hugo v. Hofmannsthal bringen. —

— „Orpheus-Theater“ wird ein neues Ueberbrett-Specialitäten-Etablissement sich nennen, das am 18. November in der Nähe des Apollo-Theaters eröffnet wird. —

— Erika Wedekind tritt am 25. November im vierten Philharmonischen Konzert (Dirigent: Arthur Nikisch) als Solistin auf. —

— Steinohlenlager in Island. Die „Montanzzeitung“ meldet die Entdeckung größerer Steinohlenlager in Island, fügt jedoch an, daß die seitens der dänischen Staatsbahnverwaltung vorgenommenen Untersuchungen der Masse bisher zwar kein günstiges Resultat ergaben, indes auf bessere Sorten Steinohle in tieferen Lagen gehofft wird. —

— Bei Mirramatta im Norden Südaustraliens hat man eine Süßwasserquelle entdeckt, welche täglich eine halbe Million Liter ausströmt. Das Bohrloch ist 3506 Fuß (zu 0,305 Meter) tief; damit ist in Australien die größte Tiefe bei Bohrung artesischer Brunnen erreicht worden. Das Wasser ist zwar heiß (80 Grad Celsius), aber weder salzig noch bitter. —

— Im Auerpergerschen Revier bei Gottschee (Krain) wurde dieser Tage ein Wolf erlegt, der ein Gewicht von 47 Kilogramm hatte. —

— Photographierte Wahlmischbräuche. Unter den Beschwerden, durch die bei den jüngsten Abgeordnetenwahlen in Ungarn einige Wahlen angefochten wurden, befindet sich eine, der als Beweisstücke mehrere photographische Aufnahmen beigezschlossen sind. Von den Bildern stellt das eine die Scene dar, wie der Stuhlrichter eines Bezirks eine große Anzahl oppositioneller Wähler unter Bewachung von Gendarmen eingeschlossen hält, um sie an der Abgabe ihrer Stimme zu hindern, auf dem andern Bilde kann man sehen, wie ein Wahlagent der Gegenpartei unter den Wählern Fünfguldenzettel austeilte. —